

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 81.

Montag, 8. April.

1929.

Der Moro-Konzern.

Roman von A. Weirauch.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(Nachdruck verboten.)

Aus den hellerleuchteten Räumen einer der schönsten Villen im Grunewald tönten die Klänge froher Musik, und an den niedergelassenen Gardinen konnte der Vorübergehende die Silhouetten tanzender Paare erkennen. Vor dem palastartigen Gebäude hielten trotz der späten Stunde zahlreiche Kraftwagen, deren Besitzer sich im Innern des Hauses befinden mochten. Nebel lag über der Straße und ließ die schweren Maschinen wie ruhende Ungeheuer erscheinen, aus deren Augen feurige Strahlenbündel sprühten. Die Chauffeure lagen schlummernd auf ihren Führersitzen oder standen in Gruppen zusammen, rauchten und sprachen den von ihnen von Zeit zu Zeit aus dem Hause gebrachten Getränken zu.

In der im Erdgeschoß des Gebäudes liegenden Halle, die durch einen riesigen Kamin behaglich durchwärmt wurde, saßen sich zwei Herren gegenüber. Der eine im Alter von nicht ganz fünfzig Jahren, von hoher Gestalt, deren durchgearbeitete Muskulatur den Sportsmann verriet, hatte sich lässig auf die Seitenlehne eines reichgeschnittenen Armstuhles gesetzt und zog ab und zu an einer Zigarette. Der andere saß, gleichfalls rauchend, in einem schweren Sessel zusammengeklumpt. Er hatte den Kopf leicht in die feingliedrige Rechte gestützt und blickte mit eigentümlich starren Augen auf den ungeheuren, die ganze Halle füllenden Perfer nieder. Obwohl er noch nicht dreißig Jahre zählen mochte, schien er gebeugt, und sein blaßes, vornehmes Gesicht ließ Sorgen erraten.

Die beiden Herren schwiegen. Aus den angrenzenden Räumen tönte das Stimmengewirr zahlreicher Gäste, und zum Rhythmus eines Tango sah man die Paare an den weitgeöffneten Türen zur Halle vorüberschweben.

„Wozu die Gedanken, Graf?“, brach der ältere das Schweigen. „Ist erst der geschäftliche Teil erledigt, was nie ohne Arbeit und Schwierigkeiten abgeht, so werden Sie in ungestörtem Genuß das Erreichte fördern und ein bequemes Leben führen können. Aller Anfang ist schwer. Umso größer ist nachher der Nutzen.“

Der Angeredete — es war Graf Konstantin, der jüngere der beiden Grafen von Schonburg — machte mit der die Zigarette haltenden Hand eine müde Abwehrbewegung: „Arbeit? Herr Moro, Sie reden gerade, als hätte ich diese jemals gekneht. Die Art Ihrer Mittel ist es, die ich verdamme. Sie haben mich in diese Sache hineingetrieben, ich weiß selbst nicht wie!“

„Das hätten Sie sich vorher überlegen müssen, Herr Graf“, sagte kühl der ältere, „jetzt sind unsere Orders gegeben, die Sache geht also ihren Gang. Zu ändern gibt's da nichts mehr.“

„Ich störe wohl?“, unterbrach in diesem Augenblick eine helle Stimme, und ein reizendes, etwa vierundzwanzigjähriges Mädchen in lachsrotem Velourschiffon mit kostbarer Stickerei aus Perlen und Strasssteinen trat zu den beiden. Katharina von Hollen war es, die schöne Nichte des Hausherrn.

„Hu, wie kann man so ernste Dinge reden, wo alles vergnügt ist!“ fuhr sie übermütig fort. „Kommen Sie, Graf, es ist Damenwahl. Das ist heute modern. Überall nehmen wir Frauen heute die Initiative.“

Und mit liebem Lächeln auf den Lippen entführte sie den leise Widerstrebenden in den anstoßenden Saal, aus dem eben die ersten Takte eines Blues lockten.

Albert Moro, der Gründer des nach ihm benannten Konzerns, zerdrückte den Rest seiner Zigarette auf einer indischen Schale. Kühnmutig versenkte er die Hände in die Taschen, seine hohe Gestalt dem Fenster zuwendend, das auf den großen Garten hinausging. Er riß den Vorhang zur Seite. Ungeduld und Ärger plagten den bekannten Finanzmann. Verdrießlich weilten seine Blicke eine Zeitlang an den auf- und niedergehenden Zweigen der Bäume, die in feuchtem Glanze schimmerten. Dann wandte er sich mit kurzer Bewegung ab, zog sein schweres goldenes Etui hervor und entnahm ihm eine neue Zigarette.

„Er weiß nicht, was er will!“, murmelte er ärgerlich vor sich hin, „recht unangenehm! Schwächlinge kann ich nicht gebrauchen.“ Und vor der hohen Uhr verweilend: „Halb eins!“

„Hallo! Herr Moro!“, rief aus einer in diesem Augenblick in die Halle tretenden, lebhaft redenden Gruppe ein kleiner Herr. „Wir suchen Sie, Sie sollen uns bei einer Wette behilflich sein. Herr Ruppen besteht darauf, sich mit seinem System in Zoppot im Laufe einer Woche durchzusetzen. Ich halte dagegen.“

„Innerhalb dreier Spieltage!“, verbesserte ruhig der norwegische Reeder. „Ich denke, wir fahren nächste Woche.“

„Fahren?“ fiel der blonde Rittmeister von Linden ein. „Ich hoffe doch: Fliegen! Oder ziehen die Herren vor, Kohlenstaub zu schlucken?“

„Es kommt auf die Zeit an“, sagte der Kleine, „Ihre Luftkassa pflegt nur bei Tage zu fliegen, uns liegt zum Reisen mehr die Nacht. Bei Tage haben wir zu tun.“

„Wir fliegen die Strecke heute in drei Stunden. Um halb elf Uhr starten Sie und sind um halb zwei Uhr in Danzig.“

„Nun, wir werden ja sehen. Es hängt auch vom Wetter ab“, vertröstete Moro den Flieger.

„Herr Kraach kommt mit und Sie, Herr Moro, hoffentlich auch“, wandte sich der Reeder an den Hausherrn. „Wir brauchen einen Unparteiischen. Darf ich Sie bitten, Ihre Zusage zu geben.“

„Ich denke, wir nehmen den Abendzug ab Zoo“, ließ sich der Kleine wieder vernehmen, „legen uns schlafen und wachen am Morgen in Danzig auf. Die polnische Zollkomödie bekommen wir im Schlafwagen gar nicht zu fühlen, und wenn doch, so genügt ein freundlicher Händedruck, uns Ruhe zu schaffen. Ich habe das oft genug durchgemacht.“

„Wer notiert?“ fragte Moro. „Die Bedingungen der Wette müssen schriftlich fixiert werden, damit Herr Ruppen zu seinem Rechte kommt.“

„Nicht nötig“, rief der Reeder, indem er sich von der ihm präsentierten Platte ein Brötchen nahm und zu fressen begann. „Herr Moro ist Garantie genug.“

„Ich werde die Bedingungen zu Papier bringen und sie Ihnen, Herr Ruppen, vorlegen“, beeilte sich der Kleine zu versichern, „Sie fügen Ihre Ergänzungen bei, und Herr Moro hat dann die Güte, zu unterzeichnen.“

„Nun, wie Sie wollen“, lachte der Herr, und goß ein Glas Sekt hinunter. „Ihr Deutschen seid nun einmal Pedanten. Schicken Sie mir den Kram und lassen Sie mich alles Nähere über Abfahrt und so weiter wissen. Ab Dienstag abend stehe ich zur Verfügung.“

Während das Gespräch weiterging, ließ sich Kraak, der bereits Notizbuch und Bleistift zur Hand hatte, in einen Klubsessel fallen und begann zu schreiben. Sein Blick traf dabei mit eigenartigem Ausdruck den des Hausherrn, der, die Hände auf dem Rücken, am warmen Kamin stand.

„Wie haben Sie das zuwege gebracht?“, fragte Moro, sich zu dem Schreibenden niederbeugend, während die anderen sich langsam entfernten.

„Sehr einfach“, erwiderte der Kleine, „mit seinem System ist er doch schon immer verdreht. Er schwört darauf. Und da er gerade das schöne Geld für seine „Krisa“ bekommen hatte, so meinte er, zehn Prozent riskieren zu können. Gehe mehr drauf, sagte er, nun, so sei das nicht schlimm; eigentlich hätte der alte Kasten längst zu den Fischen gehört. Er stehe ihm schon lange mit Null zu Buche.“

Moro lachte.

„Die ganze Summe will er mitnehmen“, fuhr der Kleine in seinem Bericht fort. „Betriebskapital ist alles, lautet sein Grundsatz. Er ist imstande, der Spielbank das ganze schöne Geld in den Rachen zu werfen.“

„Da wird man einen Riegel vorzuschieben wissen“, sagte kühl der Hausherr. „Wir werden das alles auf der Fahrt eingehend besprechen und ihn dann einfach limitieren. Wozu bin ich sein Freund, wenn ich hier nicht eingreifen soll, wo er sich anschießt, Dummheiten zu machen.“

„Er soll leichtsinnig spielen, erzählt man“, wandte Kraak ein.

„Das wird sich finden“, gab Moro zurück, „er hört auf mich. Erst kürzlich sagte er mir: Albert, ich habe unbegrenztes Vertrauen zu dir. Was du mir rätst, das tue ich. — Also, lassen Sie mich nur machen.“

Eine fröhliche Lachsalve ertönte aus dem benachbarten Saale, wo der Charleston mit einem Ruck abgerissen war. Gleich darauf setzte er wieder ein, und man hörte erneut die Schritte der tanzenden Paare, frohes Plaudern, Knistern von Seide und die grotesken Töne des Saxophons.

Herr Graf Schonburg wird am Telephon gewünscht“, meldete ein Diener dem Hausherrn.

„Es ist gut, ich komme selbst“, sagte der, und verschwand in Richtung auf die Garderoben, wo er den Zellenapparat benutzen wollte. Am Hörer meldete sich der Diener des Grafen.

„Hier Moro. Was gibt's, Jean?“

Herr Moro, ich wollte fragen, ob der Herr Graf noch dort ist. Es ist eben hier angerufen worden, ob Herr Graf zu Hause sei.“

„Wer hat angerufen?“

„Ich weiß nicht. Ich wollte...“

„Hast du denn nicht gefragt, wer dort sei?“

„Doch, Herr Moro, ich habe zweimal gefragt, aber keine Antwort bekommen. Man hatte angehängt.“

„Nun, beruhige dich, Jean, der Herr Graf ist hier. Ich werde es ihm sagen. Danke, gute Nacht, Jean.“

„Eigenartig!“, murmelte Moro, indem er den Gesellschaftsräumen zuschritt. „Hoffentlich bedeutet das nichts Schlimmes. Sagen werde ich ihm nichts; er wird mir nur noch nervöser.“

Der Hausherr hatte sich wieder unter seine Freunde gemischt. Noch lange währte das fröhliche Treiben. Erst nach drei Uhr verließen die letzten Gäste das Haus. Die meisten hatten ihre eigenen Wagen da. Einigen stellte Moro seinen Mercedes zur Verfügung. Auch Graf Konstantin Schonburg machte von diesem Anerbieten Gebrauch. Brüllend raste der schwere Wagen durch die stillen Straßen nach der Stadt. Die Hupe schrie wie ein mündes Tier. Es ging dem Grafen an die Nerven, er hielt sich die Ohren zu. Bald darauf hatte er seine im Bayerischen Viertel liegende Junggesellenwohnung erreicht.

Jean hatte seinen Herrn erwartet und meldete ihm

den nächtlichen Anruf. Graf Schonburg versuchte, beim Amt den späten Störenfried in Erfahrung zu bringen, erhielt jedoch keine Auskunft. Es seien mehrere Gespräche um die genannte Zeit gekommen.

Mit einem peinlichen Gefühl im Herzen drückte sich der Graf in die Kissen. Lange lag er wach. Dann versank er in einen unruhigen Schlaf.

Dieselbe Nacht.

Es war an der Stelle, wo der Wald von beiden Seiten dicht an die von Mähfern nach Schwiebus führende Straße herantritt, sodaß sie sich einige hundert Meter unter riesigen Tannen hinzieht.

Aus östlicher Richtung nahte in scharfem Trabe der leichte Jagdwagen des Grafen Bodo von Schonburg, des älteren der beiden Brüder. Er kam von der Stadt und strebte seinem seitlich der Straße, etwa in Höhe der „Glückauf“-Grube liegenden Schlosse zu. Hinter dem Wagen verschwanden allmählich die Lichter in der Ferne, doch der Wind trug die Schläge der Turmuhr vernehmlich zu dem einsam hineisenden Wagen herüber.

Mitternacht! Der Graf hörte nicht, er war eingenickt. Rechts hob sich als dunkle Masse der auf dem höchsten Punkt des Hügels liegende Scharenhof gegen den düsteren Himmel ab. Von hier an fiel der Weg. Die Bremse knirschte und in verhaltenem Tempo rollte das Gefährt bergab. Franz, der Kutscher, war zuverlässig. An solchen Stellen nahm er die beiden feurigen Schimmel lieber etwas kürzer in die Hand, statt sie ihr Tempo weitergehen zu lassen. Zehn Jahre versah Franz schon Dienste bei dem Grafen. — Links sah man jetzt die schwarze Fläche des Plansees im Grunde auftauchen. Ein einsames Lichtlein zitterte als schmaler Streifen darüber. Es kam aus dem Fischerhause vom anderen Ufer. Die Fischersfrau sei am Tode, erzählten sie heute im Gasthaus, als Franz auf seinen Herrn dort wartete: man habe ihr schon die heiligen Sakramente gegeben. Gedankenvoll blickte Franz hinüber. Wie's dort wohl stehen mag? —

Die ersten Tannen schoben sich jetzt vor, einzeln erst, dann in Gruppen. Das Licht darüber verschwand, bligte einige Male kurz wieder auf, dann war es ganz fort, wie erloschen, und näher drängten die Tannen heran, jetzt auch von rechts. Wie ein dunkler, gähnender Schlund lag der Wald.

Der Wagen hatte jetzt die Tiefe des Grundes erreicht. Vorsichtig lenkte der Kutscher die heftigen Tiere in die Biegung der Straße hinein und griff sogleich nach der Bremse, sie zu lösen. Da! — Ein Knall! — Ein bäumender Satz der erschrockenen Pferde, und entsetzt rasteten sie fort, den Grubenweg hin, der im Grunde geradeaus nach dem Kohlenwerk führte. Wie ein Ball wurde der gutgefederte Wagen auf dem holprigen Pflaster hin und her geschleudert.

Mit allen Kräften mühte sich Franz, die aufgeregten Tiere zu halten. Aufstehend, schlang er die Leinen um seine Hände, warf sich hinein mit seinem ganzen Gewicht — und endlich, am Anstieg, brachte er den Wagen zum Stehen. Zitternd standen die Pferde.

Mit einem Sprunge war Franz auf dem Boden. Er befühlte und beklopfte die Tiere, prüfte die Geschirre, ob nichts gerissen sei.

„Na, das ging noch mal gut!“ sagte er erleichtert, und wendete sich zurück zum Grafen — und erschrak: der Wagen war leer, der Graf nicht mehr drin! Trotz der Dunkelheit konnte er das erkennen. Herausgeschleudert! fuhr es Franz durch den Kopf. Vielleicht schwer verletzt! — Da rann ihm ein Schauer über die Haut: der Knall kam ihm ins Gedächtnis zurück. Was war das? — Ein Schuß? — Was hatte der zu bedeuten? — Furchtbare Möglichkeiten drängten sich in sein Hirn.

Mit Mühe gelang es dem Manne, die Zügel kurz in der Hand, sich auf den Bod zu schwingen. Zurückfahren ging nicht. Hier konnte er nicht wenden; die Pferde drängten nach vorn. Auch wagte er es nicht. So fuhr er im Schritt an und rief mit lauter Stimme den Namen des Grafen hinaus in die Nacht, einmal — zweimal. Doch nur das Echo tönte aus der Ferne zurück.

(Fortf. folgt.)

Die Stadt der Affen und Eichhörnchen.

(Indischer Reisebrief.)

Von Anton Pölke.

Wer Bombay, die indische Millionenstadt, Zentralspunkt des Baumwollhandels und rapiden Menschenzuwachses, sah, glaubt Indien gesehen zu haben. Religiöser Kult, Seltsamkeiten und Wunder begegnen einem hier auf Schritt und Tritt. Und doch gibt diese Stadt nur eine blasse Vorstellung indischen Lebens, indischer Kultur und Gebräuche. Was sich hier in den Eingeborenenvierteln, die in ihrem Hasten und Treiben nie zur Ruhe kommen, abspielt, ist schon durchdrungen von europäischer Zivilisation. Kinos und europäische Theater, Autos und europäische Kleidung verdrängen mit Behemem das alte Indien in Bombay und setzen an seine Stelle den Geist europäischer Zivilisation.

Wer Indien kennen lernen will, muß ins Innere fahren, zu jenen seltsamen Städten, wo noch nicht der Arm des europäischen Kultivators tiefe Rinnen in eine alte festgewurzelte Kultur gegraben hat. Hier ist das Leben noch seltsam und grotesk, hier haben die Götter Indiens noch ihren prunkvollen Glanz, hier leuchten die Farben noch glutvoll, hier ist der eingeborene Mensch noch mit seiner Erde verwachsen und spricht die Sprache seiner Urväter, wie sie vor Tausenden von Jahren gesprochen wurde. Es lebt in diesen Menschen noch eine gewisse naive Kindlichkeit, etwas Unbefangenes, das unsere Zivilisation bewundert, wie wir ihr Alter, ihre Farbigkeit, ihre Formen und Gebräuche bewundern.

Der Weg von Bombay führt nordwärts, um zu einer solchen echt indischen Stadt zu gelangen. Ein Schnellzug fährt in schnellem Tempo während einer langen Nacht zehn Stunden am Golf von Cambay entlang in nördlicher Richtung. Die Januarhitze Bombays verschwand, je mehr man sich dem 30. Breitengrad näherte. Der Morgen, der ins Abteil schien, war kalt und frostig, ganz anders als die warmen Morgenstunden, die man von Bombay her gewöhnt war. Ahmedabad, die einstige mittelalterliche Millionenstadt zur Zeit der Großmogulherrschaft, war erreicht. Zwei hochragende merkwürdige Türme direkt am Bahnhof fallen ins Auge und geben davon Kunde, daß hier einst ein herrlicher Palast gestanden hat, ehe die Mahrattenkämpfe den Verfall der glänzenden Stadt brachten. Ahmedabad ist eine der merkwürdigsten Städte Indiens, ohne sie gesehen zu haben, würde man indisches Leben nicht vollständig kennen. Sie ist noch fast unberührt von europäischem Einfluß, trotzdem sie über eine Viertelmillion Einwohner zählt. Der größte Teil der Bewohner setzt sich aus Hindus zusammen, in weitem Abstand folgen Mohammedaner und Jainas, diese die reichen Geldverleiher der Stadt.

Durchfährt man mit den merkwürdigen zweirädrigen Karren, die mit buntgeschmückten und schellenbehangenen Pferden bespannt sind, das Straßengewühl, wird einem bei jedem neuen Ausblick offenbar, daß diese Stadt eine reiche Vergangenheit hinter sich hat. Eine dicke Mauer, die von plumpen und doch stilvollen Türmen durchbrochen wird, gibt der Stadtarchitektur einen mittelalterlichen, festungsartigen Charakter. Der Palast Azam Khan, jetzt ein Gefängnis, ragt wie eine trübige Festung über die Stadt heraus. Wundervolle Moscheen und Hindutempel, deren prachtvoller Stil sich kontrastreich abhebt von dem fast armseligen Leben der Stadt, gibt dem Fremdling viel zu sehen. Es ist in diesen gewaltigen architektureichen Tempeln und Gebäuden der Abglanz einer Zeit zu spüren, in der die Stadt noch durch Macht hervorgetragte. Heute scheint sie sich zu neuer Blüte emporzuarbeiten durch die zahlreichen Baumwollspinnereien.

Charakteristisch für Ahmedabad ist die mohammedanische Moschee Jama Masjid, die eine eigentümliche Vermischung sarazenischer und hindustischer Bauweise aufweist, 15 Kuppeln besitzt und von 252 dünnen Säulen getragen wird. Dieser Säulenreichtum gibt dieser Moschee etwas geheimnisvoll Stilles und zugleich Ehrwürdiges. Ganz aus weißem Marmor ist der große Jainatempel, der einen ungemeinen Skulpturenreichtum aufweist. Wie die meisten großen indischen Tempel hat auch der Jainatempel in seinem geräumigen Vorhof einen Badeplatz für die Pilger, welche das Heiligtum aufsuchen. In großer Zahl begegnet man in diesem Tempel den heiligen Tirthankars, die meist mit einem Emblem nackt dargestellt werden.

Die Religion der Jainas, der dieser Tempel gehört, ist das Wesen von Ahmedabad, trotzdem die Jainas die starke Minderheit der Stadt bilden, aber wie die Parzen in Bombay, die reichsten Leute von Ahmedabad sind. Die Jainas sind der buddhistischen Lehre verwandt, besonders in ihrem Gottesdienst, aber in ihrer philosophischen Auffassung vom Menschen grundverschieden. Die Jainas glauben an die substantielle Existenz der Seele, die Buddha nicht aner-

kannte, und an den Zustand der Seelen nach dem Tode des Körpers als ein friedvolles Fortleben im Himmel der Jainas. Im Himmel gewinnt die Seele ihr wahres, aus Erkenntnis bestehendes Wesen, das sie bei dem Austritt der Wanderung aus einem Körper in den anderen eingebüßt hat, zurück und genießt es jetzt in alle Ewigkeit. Ascese, ja selbst freiwilliger Hungertod, Bilderverehrung und wenig Toleranz gegen Andersgläubige zeichnen die Jainas aus.

Wie den Buddhisten zeichnet in noch hervorragenderem Maße die Jainas auch ihre große Fürsorge für die Tiere und deren Schonung aus. Schon in Bombay, wie überhaupt in ganz Indien, ist die heilige Kuh in allen Straßen zu finden. Tierasyle, wo alte Tiere bis zu ihrem Ende verpflegt werden, findet man überall. Aber für Ahmedabad ist eine geradezu ängstliche Fürsorge für die Tierwelt charakteristisch. Neben einer erstaunlichen Fülle von Krähen und bunten Vögeln ist in dieser Stadt das Eichhörnchen und der Affe heimisch. In allen Gärten, auf öffentlichen Plätzen, an den Skulpturenreichen Mauern der Tempel, an den Türmen der Moscheen, auf den Dachfirsten der Häuser, die wie nirgendwo in Ahmedabad mit bunten Schnitzereien versehen sind, huschen die flinken Tierchen hin und herab, unbekümmert um die Menschen und den lauten Verkehr. Niemand wird es einfallen, eines von diesen munteren Tierchen zu töten. Es scheint das Privileg dieser Stadt zu sein, die Tiere in ihre besondere Obhut genommen zu haben.

Weit merkwürdiger sind noch die zahlreichen Affen, welche die Stadt und ihre Umgebung zu Tausenden bevölkern. Wenn man die Bai Saris Bar, eine merkwürdige Brunnenanlage, welche aus dem Jahre 1500 stammt, zur Bewässerung von Gärten dient und zugleich als heiliger Ort gilt, oder den prachtvollen Ramtarvasee, einer der größten Zierteiche Indiens, besucht, begegnen einem die Affen in ganzen Rudeln. Scharenweise bevölkern sie die dichten Bäume, schreien, beißen und laufen sich. Beim Näherkommen des Fremden warnen sie sich gegenseitig oder zeigen neidisch ihren Artgenossen das Futter, das man ihnen hinwirft. Eingeborene laden die langgeschwänzten Tiere mit dem Rufe „Haus-Hau“ und verabreichen ihnen frischen Buchweizenpfannkuchen, den sie dann aus der Hand fressen. Aber erst nach stundenlangem Warten gelang es mir, die sonst sehr scheuen Tiere auf die Photoplatte zu bekommen.

Überall sind besonders für die zahlreichen Eichhörnchen und Tauben Nistgelegenheiten und Futterplätze errichtet. Bei den Tempeln findet man zahlreiche architektonisch sehr fein ausgeführte Futterplätze, die sich dem Stile der Tempel anpassen. An Bäumen und Häuserfächern hängen die kleinen Futtertröge zu Hunderten. Daß die Tiere diese Fürsorge mit einer sehr starken Vermehrung beantworten, ist erklärlich.

Von einer unendlichen Buntheit und Bewegtheit ist das Straßenleben. Büffel, Esel und Pferde sind neben den Autos, die bei weitem nicht so prächtig sind, wie in Bombay, die Tiere, welche den Verkehr und die Maschine bewegen. Der Büffel dreht das Rad der primitiven Mühlen und zieht die schwerfälligen Karren, der Esel trägt geduldig auf seinem Rücken alle Lasten. Vereinzelt tritt auch ein Kamel auf. Zum erstenmal sah ich hier einen Elefanten. Es war schon etwas dämmerig in den Straßen. Ein Klingeln und Stampfen weckte mich plötzlich aus meinem Sinnen und Betrachtungen auf. Durch die Straße schob sich schellenklingend und stampfend der schwarze Riesenleib eines Elefanten. Weiß leuchteten die weißen riesenhafnen Stoßzähne und von dem mächtigen Rücken blühte hochmütig der Führer auf die Armseligkeit im Straßenstaub hinab — es war ein Märchenbild von seltener Schönheit, das, so schnell es gekommen war, in der blauen Dämmerung wieder verschwand. Es war wie ein Traum und Wunder zugleich, die einem die ganze Größe, die Klasse und den Zauber Indiens offenbarte, und ein Erlebnis, das man so leicht nicht wieder vergißt.

Der Lehrling.

Von Eva Leidmann.

Seins Fierling war nun tatsächlich bei Kaufmann Rüdiger als Lehrling untergekommen. Was das in der kleinen Stadt bedeutete? Es gab drei Krämer und einen Kaufmann, und dieser Kaufmann war zugleich Bürgermeister der Stadt. Sein Laden ging ums ganze Haus und hatte drei große Schaufenster mit Wachspuppen, wie in Berlin.

Wer bei Kaufmann Rüdiger unterkam, war für die Zukunft ein gemachter Mann. Zwei ehemalige Lehrlinge waren Großausleute im Ausland geworden. Ein anderer hatte die Tochter des Chefs geheiratet.

Aus allen diesen Gründen waren Seins Eltern mit Recht stolz auf ihren Sohn, und er selbst war es beargwünzlicherweise auch. Ja, er wollte etwas Großes werden; viel leicht etwas viel Größeres als der Herr Chef selbst.

Aber als Lehrling ist man zunächst ziemlich klein. Seins

kam vorläufig gar nicht dazu, den Damen die schönen Stoffe anzupreisen, sie zwischen den Fingern zu zwirbeln, wie Fräulein Erna, die erste Verkäuferin, das so grobhartig machte. Er durfte die Seringe aus den Fässern holen und, wenn es hoch kam, ein Pfund Salz abwiegen. Meistens mußte er Staub wischen oder Pakete austragen. Nur um die Mittagszeit wurde Heinz manchmal „groß“. Wenn die Luft rein war. Das heißt, wenn der Chef und seine Frau ihr Mittagsschlöschen hielten, ruhten sich auch die Angestellten ein bißchen aus. Oder sie machten Unsinn miteinander. Dann sagten sie zu Heinz, daß er nur rufen solle, wenn etwas Besonderes los wäre. Aber Heinz rief nicht, sondern erprobte seine Talente.

Er sagte dann: „Wir haben das erst dieser Tage hereinbekommen. Auch in Berlin finden Sie nichts Moderneres.“ Ob es nun Vorbeerblätter waren oder ein Pfund Zucker, war Heinz gleich. Er war der gewandte, zukünftige Großkaufmann, der mit drei lumpigen Schaufenstern und vier Wachsuppen wohl niemals auskommen würde.

Freilich wurden solche Träume gelegentlich brüst unterbrochen. Welcher Idiot hat das wieder verbott? Natürlich Heinz! Das war bitter, aber es ging vorüber.

Ein halbes Jahr lang galt Heinz sozusagen als Musterlehrling. Es gab sogar einige Kundschafft, die nach ihm fragte, weil er immer so freundlich und gefällig war.

Aber von jetzt ab war nichts mehr mit dem Lehrling anzufangen. Er verlor Pakete, vergaß Bestellungen, wechselte den Petroleum- mit dem Essigballon, sagte keinem Menschen mehr: „Wir haben es erst dieser Tage hereinbekommen“, ach, Heinz war alles gleich, was auch um ihn vorging, — denn — er liebte. Er liebte wie ein Wahnsinniger, und sie, der seine heftigen Gefühle galten, merkte nichts davon und durfte nichts merken. Es war Fräulein Erna, die erste Verkäuferin.

Da der Lehrling nichts anderes tat, als die Geliebte zu betrachten, blieb ihm auch nicht verborgen, daß sie manchmal ein heimliches Paket nach Haus beförderte. Aber das machte seine Liebe nur noch romantischer. Er wünschte nur das eine, man möge Erna ertappen — damit er einspringen könne, um sich für sie zu opfern und zu ruinieren. Nichts dergleichen ereignete sich. Heinz schrieb Briefe voll glühenden Inhalts und sandte sie anonym an die Süße. Er beobachtete voller Erregung jeden Morgen ihr Gesicht, wenn der Postbote den Brief brachte. Er war glücklich. Sie teilte ihr Glück auch den Kollegen mit, und es wurde viel geredet und geraten, wer der Briefschreiber nur sein könne. Natürlich wußten sie genau, daß es der Lehrling war.

Heinz war ganz sicher, daß das Fräulein keine Ahnung hatte. Einmal kam er früher vom Austragen heim als gewöhnlich. Erna saß auf dem Ladentisch und las den Kollegen seinen letzten Brief vor. Vor Lachen konnte man sie kaum verstehen, so daß sie immer wiederholen mußte.

Heinz Fierlings heißes Herz wurde kalt und es tat ihm so weh, daß er sich in die Hand beißen mußte, um nicht laut loszuheulen.

Als Erna den Brief beendet hatte, überlegten sie gemeinsam, was man dem „Gaushuben“ ausrichten könnte. „Die Briefe dem Vater schicken? — Dem Chef zeigen!“ — Heinz schlich sich auf seine Kammer, packte seine Sachen und machte sich mit seinen kaum siebzehn Jahren auf die Wanderschaft, ohne seinen Eltern „Lebewohl“ gesagt oder seinen Chef um Urlaub gefragt zu haben.

Er ist kein Großkaufmann geworden; aber die „Liebesbriefe an Erna“ haben schon die fünfzehntausendste Auflage. Er ist sehr berühmt. Nur nicht zu Hause in seiner Stadt. Und wenn sein früherer Chef mit Heinsens Vater ins Gespräch kommt, bedauert er immer noch, daß der Junge ein solcher Taugenichts geworden ist; denn von Haus aus hätte er gute Anlagen gehabt. Und der alte Fierling entschuldigt sich immer wieder mit den Worten: „Derr Bürgermeister, ich weiß nicht, wo er's her hat. Wir sind lauter ordentliche Leute und auch in der Familie meiner Frau ist nie so etwas vorgekommen.“

Mamas auf Reisen.

Von Karl Rütge.

Schweizerin.

Auf Ausflug nach dem Engadin. Mama hat Mittelplatz, Töchterchen Fensterplatz; Rückseite, da es hier nicht so steht. Und man sieht bei der „Bergfahrt hinauf, weißt“, mehr als auf den (schon besetzten) Fahrtrichtungsplätzen.

„Gut Appetit?“

Töchterchen nicht, rüdt erwartungsvoll auf den Polstern. Kleidchen verrutscht überm 14jährigen Knie. Mama zupft

es eilig über die Knie. Auf dem Schoß breitet Mama darauf ein großes weißes Taschentuch, zerteilt Semmel in zwei Hälften und legt auf jede ein Stück Schokolade. Das verpeifen gewissenhaft und mit Ernst Mama und Tochter. Da der Tochter Kleidchen dabei etwas übers Knie rutscht, so zupft Mama es zwischen Kauen, Schauen und Schwaben eilig übers Knie der Tochter herab.

Sie betätigt sich auf diese Weise bis Davos genau fünfzehnmal.

Wienerin.

Nachtschnellzug Meran—Wien. Überfülltes Abteil 2. Klasse. Mama und bildhübsche Tochter sind schlafmüde. Mama zieht den Herrn in der Ecke ins Gespräch. Über die Tochter. Sehr geschickt. Der Herr wagt schüchtern Komplimente. Mama wehrt errötend:

„Mögen Sie glauben — das Kind ist erst 13 Jahre? — Gelt, es schaut aus wie Siebzehn! Hat Schonung noch so nötig, und viel Schlaf. Der Arzt hat mir's aufgegeben. Wenn mehr Platz da herinnen wär, dann könnte sich das arme Kind auf ein Stündchen ausstrecken.“

Das arme 13jährige Kind, das wie Siebzehn oder Achtzehn erblüht ist, bekommt zwischendurch ein Duzend zärtlicher Küsse. Sie bestimmen den Herrn, Kavaliere zu sein.

„Aber bitt' schön, gnä Frau, ich tret' ein wenig auf den Gang hinaus und rauch' ein paar Zigaretten.“

Der Herr zehrt. Mama rüdt auf den Eckplatz, Töchterchen bettet den Kopf auf dem Schoß von Mama und schläft. Schläft bis Wien. Durch fünf Stunden.

Engländerin.

Mama sitzt über spannendem Romanband in der Ecke. Die Tochter turmt am Fenster, hat Romanband zur Seite geworfen, sieht aus dem Wagenfenster, fragt, fragt.

Mama antwortet: „Des.“

Töchter sind wißbegierig. Die englische Miß will Aufschluß über die Küsse, die Mollerei, stellt die unmöglichsten Betrachtungen an. Mama liest. Und antwortet: „Des.“

Durch drei Stunden. In jeder Minute fünfmal, in der Stunde dreihundertmal, in drei Stunden —

„Des.“

Ungarin.

Mama und Tochter kommen aus Budapest und fahren auf den Semmering. Alle Mamas, die mit Töchtern Budapest verlassen, fahren auf den Semmering. Der Semmering zieht viel elegantes Publikum aus aller Welt an. Hauptächlich aus Budapest die Mamas. Mit bildhübschen Töchtern.

Die Tochter sitzt am Fenster. Die Herren im Abteil bewundern unverhohlen die kleine Ungarin. Die Mama strahlt. Zärtlich hängt ihr Blick am Gesicht der bewunderten Tochter.

Die Grobartigkeit der Semmeringbahn mit ihren unerhörten kühnen Viadukten und Brücken fesselt das Abteil von Gloggnitz an. (Die kleine Ungarin ist erst 14 Jahre alt!) Die Mama allein betrachtet zärtlich die Tochter. Die bildhübsche Tochter. Bis zur Station Semmering. Im Hotelauto. In der Hotelhalle, bei Tisch, bei der Tasse, bei —

Mama ist verliebter in die Tochter als vermutlich je ein Mann es sein wird.

Preukin.

Mama sitzt korrekt neben der Tochter. Sie sprechen über nützliche Dinge. In korrektem Deutsch, ohne Dialekt. Die übrigen Reisenden im Abteil sind Luft. Wenn eben ein Herr feststellte, daß die nächste Station Berga-Reibra sei, und daß von dort der Ruffhäuser zu ersteigen sei, so fragt Mama die Tochter: „Wie heißt die nächste Station? Bitte, sieh nach.“

Die Tochter sieht im Baedeker nach, antwortet gewissenhaft, korrekt.

„Ich habe Hunger, Mama“, knüpft die Tochter in einer Gesprächspause an.

Mama blüht nach der Uhr. „Es ist erst 3,15 Uhr. Um 4 Uhr trinken wir im Speisewagen Kaffee!“

Die Tochter liest darauf bis 4 Uhr im Baedeker, was über die Gegend, die der Zug bis 4 Uhr durchfährt, rühmend zu vermelden ist. Die Mama erfährt es durch den Mund der Tochter bis auf das letzte Semikolon.

Scherz und Spott

Feinlich. Warum ist denn Meier in so gedrückter Stimmung? Ich denke, er hat bei einem Preisausschreiben über das Thema: „Was mir an den Frauen mißfällt“, den ersten Preis bekommen.“ — „Das ist es ja eben, er hat jetzt scheußliche Angst davor, daß seine Frau den Artikel lesen könnte.“